



Leseprobe

Rina Schmeller

Co Roman

»Schmeller mag in diesem Text über ein bislang unterbelichtetes Thema auch eine Form von Selbsttherapie betreiben. Aber die Form, die sie dafür findet, beeindruckt. ›Co‹ ist sorgfältig gebaut und ein intensives Leseerlebnis. (...) Unbedingt kunstvoll an dieser bitteren, harten Geschichte des Scheiterns einer Liebe ist die Verdichtung. (...) Dieses Buch kann ein Gewinn für Betroffene sein.« *Thomas Andre, Hamburger Abendblatt*

Bestellen Sie mit einem Klick für 23,00 €



Seiten: 208

Erscheinungstermin: 11. März 2026

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Autor*in

Zum Buch

»Rina Schmeller erzählt die Geschichte der Co-Abhängigkeit einer Frau einfühlsam, aber ohne jede Sentimentalität – und enthüllt dabei alle Facetten des Schreckens, aber auch dessen, was Liebe ist.« Jenny Erpenbeck

Eine Begegnung auf einer Brücke. Ein Erkennen, eine Liebe. Die Entscheidung für ein gemeinsames Leben – ungeachtet der Droge, die ihn begleitet und somit nun auch ihren Alltag bestimmt. Sie verstrickt sich in seine Abhängigkeit, beginnt, um ihn zu kreisen wie er um die Droge: stilles Zentrum, dritte Instanz. Sie flieht immer wieder vor der Gewalt, doch kehrt stets nach Hause zurück – bis sie es eines Tages nicht mehr tut.

»Co« erzählt von Mitgefühl und von schleichender Selbstsabotage. Von der Dynamik der Sucht, einer Krankheit, vor der niemand sicher ist. Davon, was es heißt, co-abhängig zu leben. Und von Selbstermächtigung. Inbegriff einer Befreiung, erzählt »Co« vom Weg einer Frau, die die Kraft aufbringt, sich nach Jahren als Co zu lösen: ihre Chance zu überleben. Wie sie mit Mühe, aber entschieden nach einem eigenen Leben zu suchen beginnt – und mit jeder Phase unabhängiger wird.

Schritt für Schritt, Schleife für Schleife spürt Rina Schmeller dem Wiederfinden eines Ich nach und erzählt mit Kraft vom Zurückerlangen der eigenen inneren Freiheit. Mit einer Sprache voller Klarheit, Rhythmus und Stille schreibt sie gegen das Tabu an.

Dieses Buch ist ein Roman. Als literarisches Werk schafft es eine neue, künstlerisch-überhöhte Wirklichkeit, indem es zwar in einzelnen Passagen an reale Geschehnisse anknüpft, aber stets Anklänge an tatsächliche Vorkommnisse mit künstlerisch gestalteten, fiktiven Schilderungen vermengt. Fakten und Fiktion, Geschehenes wie Erfundenes bilden eine untrennbare künstlerisch verfremdete Einheit.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2026 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Marion Blomeyer, München
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-60474-7
www.penguin-verlag.de

I am surrendering to the gravity and the unknown
Catch me, heal me, lift me back up to the sun
I choose to live

– A Perfect Circle –

Was macht es so schwer darüber zu schreiben?

Weil man sich schämt.

Ist es das?

Oder sich selbst nicht wichtig nimmt.

Und wie soll ich davon erzählen?

Von dem Fehlen eines Ich.

*In der Ich-Form noch dazu, die ich mir so hart
erarbeitet habe.*

Ich ziehe mich an, ziehe mich gut an.

Ich habe ausreichend Zeit.

Es ist früh am Morgen, immer noch.

Die Küche der WG ist leer, der dunkle Flur, das Bad, das Wohnzimmer, ich begegne niemandem.

Ich habe diesen Tag gefürchtet und ich habe auf ihn gewartet; um ihn gebeten, für ihn gekämpft. Jetzt beginnt er. Von allein.

Es ist der letzte Tag im August.

Ich habe keine Nachricht von ihm.

Meine Sachen sind seit gestern gepackt. Ich werde morgen für länger verreisen. Ich weiß, ich werde nicht in der Lage sein, später irgendetwas zu organisieren, geschweige die kommenden Wochen zu planen, an etwas wie das Wetter zu denken.

Ich habe mir den Rücken selbst freigehalten – für diesen Tag, diesen Termin.

Ich werde gut aussehen.

Ich werde aufrecht gehen.

Ich habe alles versucht.

Ab hier liegt nichts mehr in meiner Hand.

Ich hole mein Fahrrad aus dem Hof und fahre vor zum Landwehrkanal; an ihm entlang, Brücke für Brücke, vorbei am Krankenhaus zum Gericht.

»Du wirst als kranke Frau da rausgehen«, hat Anna vor Jahren zu mir gesagt.

Ich gehe durch die Sicherheitsschleuse.

Orientiere mich, vierte Etage.

Auf der Toilette ein letzter Blick in den Spiegel.

Die Tür zum Verhandlungssaal ist noch zu, der Wartebereich beinahe leer.

Ich stelle mich an die großen Fenster, warte dort, mit Blick nach draußen.

Vormittagslicht fällt durch das Glas, bricht sich unten auf dem Kanal. Zwischen dem glitzernden Wasser und mir fahren im Minutentakt Bahnen vorbei, manche orange, manche gelb, fahren in den verglasten Hochbahnhof ein und wieder aus ihm heraus. Ich kann sehen, wie sie dort halten. Menschen steigen ein und aus, manche erscheinen danach auf dem Gehweg, warten kurz an der Ampel, kreuzen die Straße.

Ich habe mir Zeit hierfür genommen.

Ich wollte hier stehen und mir das ansehen.

Hinter mir höre ich eine Bewegung – meine Anwältin kommt auf mich zu, wirft unterwegs einen Blick auf den Aushang. Sie wirkt hektisch, außer Atem.

Ihre weiße Bluse ist zerknittert.

Sie müsse bald wieder los, sagt sie zu mir, wegen ihres kranken Kindes. Bis eben noch habe sie überlegt,

jemanden als Vertretung zu schicken, aber mit den Gerichtsterminen sei das immer so eine Sache. Ob aus dem Saal schon jemand rausgekommen sei? Der Termin vor uns sei ein Sorgerechtsfall, das könne manchmal sehr lange dauern, dann würde sich alles nach hinten verschieben und sie müsse wirklich gleich wieder los.

»Nicht dass ich wüsste«, sage ich.

Zwei Sätze stecken in meinem Portemonnaie. Die trage ich immer mit mir herum.

Alles, was hilft, habe ich gelernt.

Neulich habe ich sogar in Erwägung gezogen, mir den einen groß an die Wand zu hängen, meinem Bett direkt gegenüber. Damit ich es nicht vergesse.

The unknown has to be trusted.

Daneben, in meinem Portemonnaie: *Jede dunkle Nacht hat ein helles Ende.*

Und ein kleiner Stein, den ich am Meer gefunden habe.

Die Tür zum Sitzungssaal öffnet sich, ein paar Leute verlassen den Raum und entfernen sich langsam in Richtung der Aufzüge.

Dann streckt ein Mann den Kopf aus der Tür.

»Wegen der Zehn-Uhr-fünfzehn-Sache?«

Er verschwindet im Saal, wir folgen ihm und nehmen nebeneinander Platz. Ihm gegenüber, sonst ist niemand hier. Also, denke ich, ist er der Richter.

Ob wir nicht schon mal anfangen könnten, fragt meine Anwältin.

Einen Augenblick müssten wir schon noch warten, erwidert er.

Ich weiß, man wartet fünfzehn Minuten, und denke, das waren keine zehn, als er das Verfahren eröffnet. Dabei glaube ich selbst nicht, dass mein Mann noch kommt.

»Nun«, sagt der Richter, »Sie sind ja hier«, und zeigt sich bereit, mich anzuhören. Das heißt konkret, er stellt mir zwei Fragen.

Ob ich mir vorstellen könne, die eheliche Gemeinschaft wiederherzustellen.

»Nein.«

Ob ich glaube, mein Mann sei mit der Scheidung einverstanden.

»Ja.« (Ich bin mir nicht sicher, habe aber zum Glück mit der Frage gerechnet.)

Er blättert und liest in unserer Akte.

Wie, fragt er, kann er sicher sein, dass mein Ehemann überhaupt weiß, dass er hätte erscheinen sollen. Die Ladung sei ihm zwar zugestellt worden, zumindest beim zweiten Versuch (weshalb der Termin verlegt werden musste, von vor drei Wochen auf den heutigen

Tag), allerdings an eine Berliner Adresse, die *wir* dem Amtsgericht mitgeteilt hätten.

Diese Adresse hatte ich recherchiert.

Ordnungsgemäß sei die Zustellung nicht, denn die Adresse der Pension sei nicht seine Meldeadresse und mein Mann habe nie bestätigt, dort postalisch erreichbar zu sein.

Er könne nur, noch ein letztes Mal, einen Blick in das Melderegister werfen.

»Vielleicht hat sich ja etwas geändert«, sagt er, als er den Raum verlässt.

Er kommt zurück.

Das hat es nicht.

Ich erkläre seine Abwesenheit. Sage, dass mein Mann, wenn er mich sähe, keine fünf Minuten in diesem Raum bleiben würde, für keine zwei Fragen würde es reichen, dass er bei einem neuen Termin wieder nicht erscheinen würde, weil er die Kraft gar nicht aufbringen könne.

Meiner Anwältin klingt das zu konfus oder es geht ihr nicht schnell genug – mit einem Blick nimmt sie mir das Wort ab und spricht sachlich zu Ende, worum es hier geht.

Was ich gesagt habe, braucht sie nicht, um die Situation zu erklären.

Sie verweist auf die Scheidungsfolgenvereinbarung, die wir vor ein paar Wochen getroffen hätten. Dass man

ihm den Antrag auf Ehescheidung noch regulär habe zustellen können. Es die Zustellprobleme seit kurzem erst gebe.

Unter diesen Umständen, räumt der Richter ein, könne mein Mann unserer Scheidung auch schriftlich zustimmen. Ein formloses Schreiben mit seiner Adresse und einer Kopie seines Reisepasses würde ihm, in diesem Fall, genügen. Er müsse dann nicht persönlich erscheinen.

Ich weiß, das ist eine seltene Ausnahme.

Der Richter nennt eine Frist.

Mitte November.

»Das ging ja schnell«, bemerke ich, während wir auf den Aufzug nach unten warten.

»Für eine Scheidung war das eigentlich lang«, antwortet meine Anwältin nur.

Diesen Brief, denke ich in dem engen Aufzug, werde natürlich ich schreiben müssen, ich werde ihn an Felipe schicken müssen, um überhaupt eine Chance zu haben, dass mein Mann ihn unterschreibt.

Wir gehen auf den Ausgang zu.

Ob sie dieses Schreiben noch formulieren könne, frage ich meine Anwältin auf der Treppe, auch weil ich kaum behalten habe, was genau darin stehen muss.

»Sonst muss ich mich auch darum noch kümmern«,
sage ich erschöpft zu ihr.

Wir stehen draußen, vor dem Gericht.

»Ja«, sagt sie zu mir.

»Aber es ist *deine* Scheidung.«

Kennengelernt hatten wir uns auf einer Brücke, in London, über dem gewaltigen Fluss.

Ich war neunzehn, er zweiunddreißig.

Ich war in der Stadt, um die Sprache besser zu lernen und zu überlegen, was dann.

Es war März, aber schon recht warm. Ein Nachbar, eine Freundin und ich gingen am späten Nachmittag ziellos spazieren. Auf der Brücke machten wir halt, hielten inne, unweit der Musik.

Mein Rücken lehnte am Geländer.

Vor und hinter mir der Fluss.

Eine Stimme wie seine hatte ich selten gehört. Sie war, wenn er sang, deutlich und laut, reichte vor und zurück in der Zeit. Er musste dafür nur die Augen schließen. Sein Rhythmus war immer genau auf den Punkt. Er reizte die Pausen bis ganz zum Schluss aus.

»Setzt euch doch zu uns«, rief er uns zu – er war Teil einer Gruppe schräg gegenüber.

»Wenn du etwas willst, kannst du ja kommen«, gab ich von meinem Platz aus zurück.

Er spielte ein Lied, ein längeres. Stand erst danach auf, um uns zu holen.

Welches Sprichwort ihm spontan einfalle, fragte ich ihn in einer Pause.

Er sagte: »Auge um Auge.«

Zahn um Zahn.

Welches ich nannte, weiß ich nicht mehr. Nur dass ich schockiert war, weiß ich noch, dieses Gefühl aber ignorierte, weil ich mehr von ihm sehen wollte als das.

Am Kanal, Jahre später, in Berlin, hörte ich seine Stimme, wenn ich ihn suchte, manchmal schon vom anderen Ufer.

Seit ich aufgehört habe, nach ihm zu suchen, habe ich ihn nie wieder singen gehört. Es gab eine Zeit, in der ich damit rechnete; im Sommer, wenn ich das Risiko einging, die Gegend am Kanal, wo er oft war, auf dem Fahrrad zu durchkreuzen.

Ich weiß nicht, was der Klang seiner Stimme heute in mir auslösen würde. Ich höre mir keine Aufnahmen an.

Er trug eine Sonnenbrille, damals, auf der Brücke, und ich erinnere mich noch genau, wie er sie schlussendlich abnahm, ich hatte ihn mehrfach darum gebeten, er tat es aber erst wesentlich später, ganz gezielt, in einem Moment, in dem ich nicht damit rechnete. Wir waren als Gruppe in einem Lokal, er war auf die Toilette gegangen und kam zurück, als ein anderer. Seine Augenpartie wirkte merkwürdig nackt, vulnerabel, irgendwie scheu.

Wie er in den Gastraum zurückkam.

Wie überrascht ich war von dem wenigen, erstaunt angesichts der Verletzlichkeit, die sich in einer Art Leere zeigte.

Er nahm mich auf, in seine Welt.

Ich zeigte ihm die Schatten von Bäumen, wandernd
durch den Tag und die Zeit.

Wie sein Atem duftete, wenn er ihn durch die Nase ausströmen ließ.

Ich hätte ihn nicht gehen lassen.

Alles, was sich uns in den Weg stellte, formte meinen Willen; wies mir den Weg.

Ich fing wieder an, Geige zu spielen, und begleitete ihn darauf, wenn er sang. Ich gab seiner Stimme mehr Tiefe, ein Echo. Meine Momente im Lied waren Anfang und Ende, mein Bereich der Hintergrund.

Abends, im Sommer, wenn sich alles legte, die Häuser und Straßen die Wärme abstrahlten und ein erlösender Wind aufkam, gingen wir auf die Straße und spielten dort.

So erkundeten wir die Stadt, ihre Gegenden.

Menschen waren fasziniert von uns, von dem ungleichen Paar, das wir für sie waren. Sie konnten die Ähnlichkeit nicht erkennen. Auch ich habe sie erst spät gesehen.

»Die schönsten Lieder«, sagte er, »sind die mit den einfachen Melodien. Vielleicht ist es das, was die Menschen berührt. Dass das Schöne so einfach sein kann.«

In unserem zweiten Sommer, nach einer alleine durchzechten Nacht, draußen war es lange hell, zerbrach er meine Geige mit seinen Händen, über dem Knie brach er sie entzwei.

Er hielt das Griffbrett in einer Hand, dichten Nebel in den Augen, mit den Wirbeln, den hängenden Saiten, lose baumelnd, ohne Kontakt.

Zwei Polizisten nahmen ihn mit, sie trugen Handschuhe, schwarze, aus Leder, ich weinte verzweifelt und sah ihn noch winken, aus dem Fenster des Streifenwagens – seine Hand beschrieb einen Bogen, während das Auto unten vorbeifuhr und allmählich Tempo aufnahm.

Ich sah sein Gesicht, lachend, erleichtert, und dachte, das ist das letzte Bild.

Er in dem Wagen, der schließlich abbog.

Ich, schon weit weg, im offenen Fenster.

Nach ein, zwei Stunden auf der Wache ließen sie ihn allerdings wieder gehen, weil er sich nicht ausweisen konnte. Da hatten sie offenbar schon vergessen, wie gewaltbereit er gewesen war.

Oder es war ihnen egal.

Als er zurückkam, war ich alleine.

Ich erstattete Anzeige. Wurde ins Krankenhaus gebracht.

»Jetzt muss er aber gehen«, sagte die Ärztin zu mir.

Ich nickte stumm.

Heute weiß ich, dass sie ihren Gedanken falsch herum formuliert hat.

Als ich ihn wiedersah, zeigte ich ihm die Flecken an meinen Armen. Zog meinen Ärmel ein Stück hoch.

»Das darf nie wieder passieren«, sagte ich.

Noch als ich das sagte, begann er zu weinen.

